

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 6

Artikel: Tobelvolk [Fortsetzung]
Autor: Ilg, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633898>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Belletristischer Teil der „Berneſer Woche.“

Weltgericht.

Von Robert Saesi.

Das Jahr iſt groß wie ein getürmter Berg.
Bleich ſteht
Vor ſeinem rieſenhaften Ragen
Der Höchſte wie ein Zwerg
Und richtet ſein Gebet
Entſetzt hinauf, und wird wie Glas zerſchlagen.

Das Jahr iſt unermößlich: eine Slut,
Die hoch und höher aller Menſchenbrut
Bis an die Hüften, an die Kehle geht:
Der Kleinſte reckt ſich und beginnt zu ragen.

Das Jahr iſt jäh und braußt als ein Orkan
Der bald
Das loſe Laub und hohle Holz verweht,
Und noch der Starke iſt vor ſeiner Bahn,
Nicht anders als ein ſchwacher Stamm im Wald,
Der nur mit vielen Stämmen widerſteht.

Das Jahr iſt wie ein lodernder Komet,
Der ſingend ob geſträubten Häuſtern geht:
Im grellen Schein wird alles offenbar
Was iſt und war —
Wohl dem, der vor dem Weltgericht beſteht.

Tobelvolk.

Eine Vorſageſchichte von Paul Slg.

3

Er hätte nie gewagt, dieſen Vorſchlag zu machen. Immer ging ſie voran, tatkräftiger, ehrgeiziger als er fürs gemeinſame Glück. Beſchämt, innig erfreut drückte er ihren Arm an ſeine Bruſt: „Daß du ſo tapfer ſein könntest, hätte ich nie, nie geglaubt. Du biſt ja heute tollkühn wie ein Roſaſ.“

„Aber das ſage ich dir gleich!“ unterbrach ſie ihn, wieder ſtehenbleibend, „du mußt denn nicht etwa mich allein reden laſſen. Je mehr du auftrumpſt und tuſt, als wenn du nur die Hand auszuſtrecken brauchtest, deſto beſſer für uns!“

Wahrhaftig, er mußte ſich beſtändig an die Stirn faſſen, ob denn dieſe fleiſch- und blutgewordene Kriegs-erklärung, dieſes Lauffeuer an ſeiner Seite noch die geringſte Aehnlichkeit hatte mit jener ſanften Elsbeth Städler, die er vor zwei Monaten zum erſtenmal ans Herz drücken durfte.

„So hat mir denn das goldene Kreuz doch zum Segen geleuchtet!“ fiel ihm wieder ein. Erfabt von ihrer mutigen Stimmung, verſprach er ſeinem Mädchen, jezt und künftig wie ein Mann für ſie zu kämpfen.

Als ſie aber ſo bräutlich verſchlungen vor dem im Villenquartier gelegenen Haus ankamen, an deſſen Pforte geſchrieben ſtand: Oberſt Hardmeyer — mußte er doch alle Kraft zuſammennehmen. Nein, ſo gar leicht war's nicht, die Hand auszuſtrecken nach den begehrteſten Gütern

und ſich auf gleichen Fuß zu ſtellen mit wurzelſtarken, altehrwürdigen Familien! Wenn man Zeitlebens zum Tobelvolk gehört hatte! Etwas von jener Erdenſchwere und ſklaviſchen Ehrfurcht des Armenquartiers blieb immer hängen an dem, der nicht die Frechheit zum Gevatter hatte. —

Vollgeſtopft mit Verlobungstuchen, ausgerüſtet mit dem Segen und hundert guten Ratſchlägen der reſoluten Tante, den Rücken gehörig geſtärkt, wanderten die zwei am Abend ſeelenvergnügt dem Bahnhof zu. Sie hatten den gewohnten Heimkehrzug verſäumt; es war halb acht. Und von dem Moment an, da Heinrich dieſes bemerkte, ergriff ihn eine fröſtelnde Unruhe, ſo daß Elsbeth, die einmal vergeblich auf Antwort wartete, verwundert fragte, was denn auf einmal wieder in ihn gefahren ſei!

Auf dem Bahnſteig wurde ſeine ſchlimme Vermutung zur Wirklichkeit. Der erſte Menſch, dem ſie begegneten, war die ſchwarze Marei. Die beiden ſahen ſie faſt zu gleicher Zeit, unwillkürlich ließ Elsbeth ſeinen Arm fahren, während Heinrich den Hut tiefer ins Geſicht zog. Obwohl ſich Mareis Blick mit dem ſeinen kreuzte — gleich zwei feindlichen Klängen vor dem Ausfall —, grüßte er ſie nicht und nahm auch weiter keine Notiz von ihr, aus Furcht, ſie möchte ſich ihnen anſchließen, was Elsbeth ohne Zweifel ſehr peinlich geweſen wäre. Es gab alſo keine andere Rettung für ihn als dieſe Gemeinheit, ſofern er die heute eroberte Stellung nicht verwegen aufs Spiel ſetzen wollte.

„Wenn wir nachher zu Hauſe ſind,
Wird ſich ſchon alles finden“ —

mußte er denken, und ſeine ſtolzen Empfindungen begannen wieder rapid zu ſinken. Einmal zahlte wohl jeder ſolchen Tribut an die Venus der niederen Triebe, ohne ſich deshalb graue Haare wachſen zu laſſen! Er vergaß im Augenblick ganz, daß Marei außerdem den Vorzug hatte, ſeine Baſe zu ſein!

Das verwünſchte Abenteuer ſchien übrigens gut abzulaufen. Unbeheſtigt gelangte das Paar in den Wagen, und während der Fahrt holten ſie alles reichlich nach, was ſie auf dem Hinweg verſäumt hatten. Elsbeth rührte mit keinem Wort an die unliebsame Begegnung und Heinrich ſagte nur obenhin, gleichfalls zur Verſchleierung ſeines fragwürdigen Verhaltens: „Auf Neujahr — das iſt jezt ausgemacht — zieh' ich in die Stadt. Es war ja nur ſo eine einfältige Heimwehſtimmung, weſwegen ich mich ſeinerzeit dort oben einquartierte. Denn im Grunde habe ich mit den guten Leuten doch gar keine Berührungspunkte mehr. Das wird man mir zugeben müſſen!“

Aber rot wurde er doch, wie er das ſo ſagte.

„Wir können uns dann immer bei der Tante treffen!“ meinte Elsbeth ſchnell. Das andere Thema ließ ſie lieber fallen, wengleich ihr mit Heinrichs Ankündigung eine ſchwere Laſt abgenommen war. Schmeichelhaft war es einmal nicht für ſie, daß ihr Geliebter mit Kretzi und Plethi zuſammen im Tobel haufte.

„Ich komme auch gar nicht recht zum Arbeiten. Es drückt auf mich — diese Erbärmlichkeit von innen und außen. Ich kann nichts dafür. Aber es muß anders werden!“ Die letzten Worte stieß er heftig, wie eine Selbstbeschwörung hervor.

Elsbeth sah seine verstörte Miene.

„Wer kann dir denn einen Vorwurf daraus machen, wenn du gehst? Du gehörst ja auch sonst nicht zu den Leuten!“ sagte sie, auf ganz falscher Fährte. Heinrich tat ihr nämlich leid, weil er sich, wie sie dachte, ein gar so großes Gewissen daraus machte.

Er küßte sie darauf stürmisch, in plötzlicher Ahnung einer ernststen Gefahr.

„Wenn nur du dich durch nichts mehr von mir abbringen läßt! Sonst bin ich verloren!“ kam es zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen hervor. Seine Augen hatten einen Fieberglanz, die Hände glühten an ihren Wangen, ihr Druck schmerzte sie fast. Mehrere Male flüsterte er zwischen seinen Küssen: „Nur dich hab' ich ja gern — sonst keine Seele. Du weißt es — mag kommen, was will!“

„So nimm doch Vernunft an!“ gebot sie seinem leidenschaftlichen Ueberschwang. „Man muß sich ja schier fürchten vor deinen Augen. Hörst du! Gleich müssen wir aussteigen!“

„Und dann? Darf ich dich heute abend noch sehen?“

„Nein, komm lieber erst morgen! Es ist besser — wegen dem Vater, weißt du. Wir können ja lieb aneinander denken, gelt?“ beschied sie ihn mit mütterlicher Sorglosigkeit. Dann mußte sie eilig ihren breitgeränderten Hut wieder aufsteden, den sie ihm zuliebe abgenommen hatte. Dabei stemmte er seine Hände in ihre Hüften und bewunderte ihre rundliche Gestalt.

„Wie prächtig du geschaffen bist, Schatz! Eine Folter, so lang der Brautstand dauert, und ein wunderbares Bersprechen für die Hochzeitsreise! Der Himmel mög's beschleunigen!“

Zum letztenmal für heute fanden sich ihre Lippen. Der Pfiff der Lokomotive gemahnte schrill an das Ende des schönen Festes!

„Du hast leider bedeutend kühleres Blut als ich“ — sagte er klagend, als sie sich losmachte.

„Weider? Es ist ein wahres Glück!“ gab sie unverhältnismäßig ernst zurück. Diese Worte trafen ihn wie Keulenschläge. Dann bat sie ihn, ihr nicht zu folgen, sondern auf der andern Seite des Wagens auszusteigen. Zum Abschied gaben sie sich die Hand. Seine letzten Worte waren: „Wiso ist es wahr? Halten wir nun wirklich fest und treu zusammen, wie es im Liebed heißt?“

Sie fühlte wohl, aus wie tiefem Grunde er schöpfte. Die Augen waren naß. Allein ihre Natur neigte nicht zu lauten oder überschwenglichen Bekenntnissen und Beteuerungen.

„Da sorg' du nur für dich!“ erwiderte sie stolz, mit einem bitteren Zug in den Mundwinkeln, als traue sie ihm nicht recht über den Weg, indessen er noch schnell ihre Rechte küßte — demütig, schuldbewußt — — —

Im übrigen hatte er noch einen andern Grund, ihr nicht auf dem Fuße zu folgen. Draußen blieb er sogar noch eine volle Minute stehen. Fünf oder sechs Personen

waren ausgestiegen, und allen voran trippelte die Marei im Geschwindschritt.

Heinrich konnte endlich, erlöst aufatmen.

„Es hätte schlimm werden können!“ sann er in Gedanken an ihr verwildertes Temperament, aber die Ursache ihrer Zurückhaltung konnte er sich doch nicht erklären. Oder besaß sie wirklich so viel Duldsamkeit, um ihn auch künftig zu schonen, nach dem schlichten Abschied, den ihr zu geben er fest entschlossen war? Gleichviel! Die letzten Tage hatten ihm deutlich bewiesen, daß er ein solches Verhältnis nicht ohne große Verluste an geistiger Energie fortführen konnte, selbst wenn ihn sein Gewissen gegen Elsbeth freigesprochen hätte. Aber von dieser Stunde an fühlte er sich geheilt, eingedrungen in den Zauberkreis der still hoffenden, tragamen Liebe! Das goldene Kreuz . . . es glänzte wieder auf vor seiner Seele. Nie wollte er diesen göttlichen Fingerzeig vergessen.

So viele eifrige Leser wie in der Weihnachtswoche hatte der „Treustädter Bote“ in der Gegend um Haldenstein noch zu keiner Zeit aufzuweisen. Die Frauen konnten des Morgens nicht einen Bissen essen, eh' der Briefträger mit der Zeitung erschien, und in mancher Stube stekten sie über dem ausgebreiteten Blatt die Köpfe bufettweise zusammen. Denn was ihnen da beschert wurde, war die Lebensgeschichte des alten Wettstein, der nun schon vermodert, vergessen im Armsünderwinkel des Friedhofs lag. „Der Philosoph“ stand darübergeschrieben, und Heinrich Anderegg hieß der Erzähler. Der hatte die verwischten Jugendspuren des Selbstmörders mit großem Eifer verfolgt, die Ältesten der Gemeinde nach ihm ausgeforscht, bis er sich ein einigermaßen treues Bild von dessen Vergangenheit machen konnte.

Für unumstößlich gewiß durfte gelten, daß Jakob Wettstein vor etwa vierzig Jahren zu den wohlhabenden Haldensteinern zählte. Das Haus an der Oberdorfstraße, darin zurzeit der Schmied sein klingendes Handwerk trieb, hatte ihm gehört; er war verheiratet gewesen, besaß zwei Kinder und einen gutgehenden Spezereiladen. Auch einen Bruder hatte er — und dieser Umstand, den eine geringe Minderheit von Menschen unter die Vorzüge rechnet, wurde ihm zum Verderben. Zwar konnte Heinrich bei keinem seiner Gewährsleute für gewiß erfahren, ob und wie dieser jüngere Bruder, der ein simpler Bauernknecht war, sich gegen sein Fleisch und Blut verging. Man wollte nur wissen, daß ihn des Spezereihändlers Frau gerne sah und wohl die Anregung gab zu seinen häufigen Besuchen in Jakobs Familienkreis. Diese Frau war nämlich als eine fromme Seele bekannt, eine fleißige Werberin der weitverzweigten Baptisten-Gemeinschaft, und hatte sowohl ihren Mann als den Schwager dazu vermocht, sich von der Staatskirche loszusagen. Sonntag für Sonntag zogen die drei miteinander an den entfernten Versammlungsort der Brüder und Schwestern im Herrn, hielten sogar im eigenen Haus Bibelstunden für Gleichgesinnte ab, wobei sich besonders die Frau als geistliche Wortführerin hervortat. Selbst ihre grundsätzlichen Gegner mußten gestehen, daß diese Familie Wettstein wenigstens geraume Zeit ein erquickendes Bild der Eintracht, des Fleißes, der Enthaltbarkeit abgab. — Von dieser gedeihlichen Lebensart mußte schließlich just

der Hausvater ganz allmählich abgewichen sein, ohne daß seine Freunde zunächst den Grund erfuhren. Er begann mit dem Schöppeln, ließ sich auch zum Fassen herbei und fand an diesen Uebungen bald mehr Gefallen als an den Bibelstunden, die er mit hämischen Glossen der Frau und dem Bruder überließ. Nicht lange freilich. Eines abends kam er stark angetrunken nach Hause, löste die kleine Versammlung von Andächtigen mit Schimpf und Schande auf, warf die Bibel an die Wand und den Bruder zur Tür hinaus. Aus den wüsten Reden, die er dabei führte, war zu merken, daß ihn jene Eifersucht plagte, die um so giftiger wirkt, als ihr die greifbaren Beweise fehlen. Obwohl Frau und Bruder ihn unter Tränen und heiligen Beteuerungen hielten, von seinem entsetzlichen Argwohn abzustehen, ja sogar vor seinen Augen auf die Knie fielen, um ihn der Gnade und Erleuchtung des Himmels zu empfehlen, konnte er die grausamen Qualen nicht los werden. Einige Wochen war er jedoch bemüht, sich wiederaufzurichten. Er ging neuerdings mit in die Versammlungen und gestand vor der ganzen Gemeinde sein Unrecht ein, indem er alle bat, ihn in ihre Gebete einzuschließen. — Was weiter folgte, konnte niemand mehr mit Bestimmtheit sagen. Jakob Wettstein war zwar von dort an nicht mehr in den Wirtshäusern zu treffen, jedoch oft von Hause fort; er hatte einen Hausierhandel angefangen, der ihn mitunter tagelang über Land und unregelmäßig heimführte. Für Freunde und Nachbarn sah jedenfalls der Himmel des Hauses Wettstein nicht mehr gefährlich bewölkt aus, obwohl der Mann fast allen Begegnungen scheu auswich. Das mußte man ihm als eine Art Scham zugute halten. Zu Hause beschäftigte er sich nur noch mit den zwei Kindern, einem Mädchen von vier und einem Knaben von sechs Jahren, an denen er fast zum Narren wurde. Während Frau und Bruder die Sonntage in gewohnter Weise verbrachten, ging er mit den Kleinen spazieren, baute ihnen Spielzeug und schien somit im besten Zug, ein beneidenswertes, glückliches Vater zu werden. — Da — jedermann unerwartet — enthüllte Wettstein seine schauerliche Seele. An einem Winterabend kam er wieder einmal gegen die Abrede nach Haus, trat aber nicht ein, sondern kletterte mit Hilfe der Leiter auf einen Birnbaum, von dessen Gabelung er seine Stube vollkommen überblicken konnte. Wie erwartet, fand er das andächtige Paar am Tisch vor der aufgeschlagenen Bibel sitzend — der Bruder im braunwollenen Wams hatte den Kopf auf den linken Ellbogen gestützt und hing, schwer atmend, an den Lippen der Schwägerin, die ihm dicht zur Seite saß, nicht gegenüber, wie es sonst ihre Gewohnheit war. An diesem Beisammensein fiel dem Beobachter zuerst weiter nichts auf, als daß seine Frau ihre linke Hand unter dem Tisch — vermutlich auf ihrem Schoß — mit des Bruders Rechten vereint hatte. Dies konnte Jakob zwar nicht sehen, doch mit einiger Wahrscheinlichkeit aus der Stellung beider Arme schließen. Ja, sogar meinte er zu spüren, in den Mienen zu lesen, wenn von Zeit zu Zeit ein zärtlicher Druck erfolgte. Seine Sinne begannen zu dunkeln, oft sah er nur noch rote Funken, dazu fror und gitterte er auf seinem gefährlichen Posten. Aber er sagte sich beständig: „Ausharren! Gewißheit!“ Heute nacht mußte er sie bekommen. Etwa eine halbe Stunde mochte unter diesem

furchtbaren Laufchen vergangen sein, als die Frau in der Stube die Bibel zumachte und sich mit überhängendem Kopf in den Stuhl zurücklehnte. Dabei sah Jakob Wettstein ihre linke Hand zum Vorschein kommen. Sie tastete sich an des Schwagers Arm sachte, in schmeichelnder, suggestiver Bewegung hinauf und umklammerte schließlich seinen Muskel, wie wenn sie ihn zu einer Kraftäuserung reizen wollte. Es sah aus, als ob sich hierbei ihre Lippen zärtlich flüsternd bewegten. . . In der Tat streifte darauf der Bruder langsam den Ärmel zurück — ein stark behaarter Arm kam zum Vorschein, und endlich sieh er seine herkulischen Muskeln in Kraftmeierart vor ihren gierigen Augen tanzen —

Da fühlte der draußen, daß ihn die Kraft verließ, sich länger schwindelfrei auf dem nebelseuchten Baum zu halten. Mehr fallend als gleitend kam er zu Boden, zog die Stiefel aus, suchte etwas und schlich dann unhörbar die Treppe hinauf. Vor der Stubentür horchte er noch eine Weile, und da hörte er seine Frau sagen: „Ich hab' an dir den Stallgeruch so gern!“ Als er aber jählings unter der Schwelle stand, fuhr das Paar husch! auseinander, das Weib fiel mit einem markerschütternden Schrei: „Barmherziger Gott!“ in die Knie, und eh' der andere das hindern konnte, hatte ihr Mann schon „für alles Künftige“ Rache genommen. Sein Messer drang ihr bis ans Heft in die Brust. — So ungefähr hatte es Jakob Wettstein seinen Richtern gebeichtet. Die übereilte Tat bereute er nicht. Auf alle Vorhaltungen, daß er in blinder Wut gehandelt, eine Schuldlose getroffen habe, schüttelte er stets besser wissend das Haupt: „Es wäre doch einmal so weit gekommen, das kann ich beschwören.“ Sein Argwohn aber stammte von der Stunde her, da sein Weib sich ihm unter religiösem Vorwand zu versagen anfang. Weiter konnte er nichts gegen sie vorbringen. Weil schließlich das Opfer doch noch das Leben behielt, kam er mit der gelinden Strafe von fünf Jahren Gefängnis davon. Unterweilen verlor er jedoch Frau und Kind zugleich, indem sich diese von ihm scheiden ließ und mit den Kindern nach Amerika auswanderte, wohin ihr der anhängliche Bruder folgte. Für den gefangenen armen Teufel lagen einige tausend Franken bei der Vormundschaft bereit. — Und das war denn auch alles, was von seinem einstigen Glück und Wohlstand übrig blieb. Mit diesem Gelde kaufte er sich ungeachtet aller wohlmeinenden Rat schläge, den Ort zu verlassen, jene Hütte im Ried, die einstmals als herrschaftliches Badhaus gedient hatte, tagelöhnernte einige Zeit wider Willen von Haus zu Haus und kam in den Augen der Leute jedes Jahr mehr auf den Hund, bis er schließlich sein Leben nur noch von Almosen zu fristen vermochte. —

Heinrich Anderegg war in seiner Erzählung getreu von diesem Schicksal ausgegangen, aber sein Held hatte deswegen doch ganz andere Züge als jene, welche die Haldensteiner an ihrem verkommenen Mitbürger zu sehen pflegten. Nicht ein Zerbrochener, in Schwachsinn gefallener Wicht war sein „Philosoph“, sondern im Gegenteil ein starker Selbstüberwinder, der die zerstörenden Leidenschaften seiner Brust langsam erstikte, zur trostreichen Mutter Natur seine Zuflucht nahm und die Menschen floh, um sich selbst zu finden. In Kirchen und Bestuben setzte er nie einen Fuß mehr. Seine Liebe jedoch, ohne welche nun einmal

eine gute Seele nicht fortkommen kann, schenkte er den Kindern im Dorf. Den Mädchen flocht er hübsche kleine Stroh- oder Weidenkörbchen, den Buben verfertigte er Schleudern und Angelgerät, unterwies sie im Fischfang und überließ ihnen sogar seine eigene Beute. Sie durften ihn necken, mit Schneebällen werfen — er lächelte dazu, und nur, wo etwa ein paar allzu dreiste Burschen seine Langmut erschöpften, erhob er warnend den Finger oder lief, so schnell er konnte, seiner Hütte zu. Nie führte er einen Streich gegen seine Bedränger. Und deshalb wurde er von zweifelhaften Menschenkennern als ein vollendeter Narr angesehen, während er in Wahrheit ein Held der Güte und Entsaugung war — kurz, der rechte Philosoph, im Geiste hoch über all denen wandelnd, die ihn verlachten — hoch über ihrem Bienenfleiß und all ihren sonstigen Begierden. Diese innere Kraft verließ ihn erst, als er, seiner herrlichen Freiheit durch behördlichen Spruch beraubt, ins Armenhaus geschafft wurde. Da hatte sein Leben plötzlich jeden Sinn verloren — er mochte es nicht mehr weiter tragen.

Bei seinem Tode war wohl kaum ein Auge nah geworden, aber jetzt, unter des Dichters Wünschelrute, flossen die Tränen der Haldensteiner, als sei jeglichem Herzen ein Vater oder Großvater gestorben. Wo Heinrich Anderegg sich in diesen Tagen zeigte, traf er stumme oder lebendige

Ehrfurcht an; den Frauen insbesondere erschien er weise wie Salomon, und manche Hand sehnte sich, die seinige zu drücken. An einem Abend vor dem Feste, als er nach viertägiger Pause wieder in den Steinbock kam, trat ihm der Posthalter mit berechneter Feierlichkeit entgegen und sagte laut: „Alle Achtung, da haben Sie ein gutes Werk getan. Es gibt nur eine Stimme!“ In ähnlicher Weise, doch mit mehr Zurückhaltung, begrüßten ihn der Doktor und der Notar. Nur der Kantonsrat vermied es andauernd, Wort und Blick auf ihn zu richten. Was Heinrich jedoch weit mehr beunruhigte, war die Gegenwart des jungen Herrn Stadler, der sich kalt und steif gegen ihn verbeugte. Heinrich hatte gehofft, ihn während der Ferien zum Freund zu gewinnen. Doch die ersten mit ihm gewechselten Reden überzeugten ihn schon, daß weit mehr Aussicht für ein gegenseitiges Verhältnis bestand.

Was war da vorgefallen? Eine geschlagene Stunde wartete er vergeblich auf Elisabeths Erscheinen. Dann konnte er die Ungewißheit nicht länger ertragen, ging hinaus und suchte in dem verabredeten Versteck nach einem schriftlichen Zeichen. Wirklich fand er eine Nachricht des Inhalts: „Um neun an der Wolfshalde.“ Sonach begab er sich zuversichtlich nach Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einer Schulreise in Palästina.

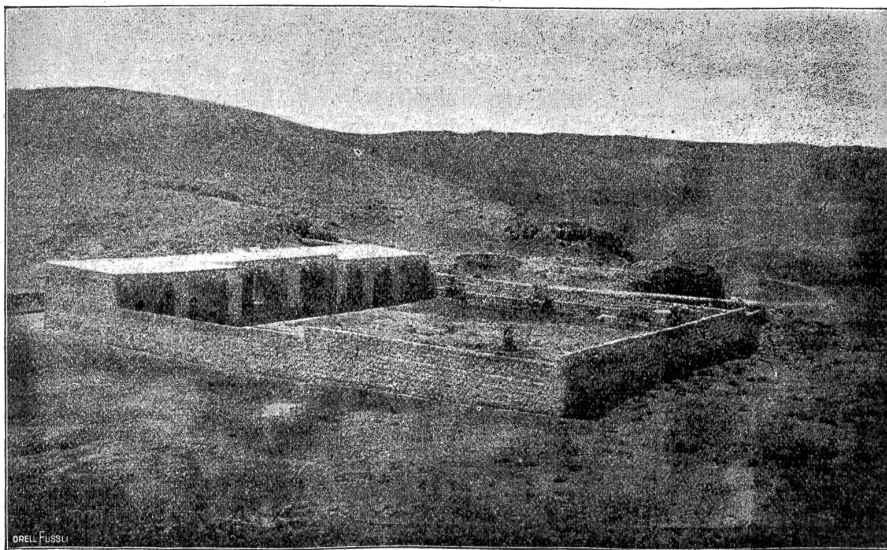
Ein Wandertag in Judäa.

So feierlich hob auf unserer Reise noch kein Tag an wie dieser. Wir, zwei Schüler und ein Lehrer, hatten im Kloster Mar Saba in der Nähe des Toten Meeres Nachtherberge bekommen. Draußen in dem großen Canon des Kidron, an dessen senkrechten Wänden das Kloster klebt, heulten die Hyänen und winselten die Schakale, als von unserer Glockenstube herab ein Glockenspiel begann. Mit zwei feinen Stimmen hob es an, und zu einem Chöre angeschwollen, schallte es machtvoll hinaus in Wüste, die wir so lieb gewonnen hatten.

Der Bruder Pförtner brachte uns zum Frühstück schwar-

zen Kaffee und lud uns zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten des Klosters ein. Dem heiligen Saba muß es ernst gewesen sein, als er in die Wüste zog. Und die streitbaren Männer, deren von den Mohammedanern gesplattene Schädel in einer Höhle aufgeschichtet liegen, kannten wohl auch einen Lebensinhalt. Aber was tun die Mönche jetzt? Am Kloster hat jedes Steinchen seinen Platz. Wie unsere Jungen im Walde Hütten bauen, so steht hier auf jeder vorspringenden Felsenbank eine Zelle, ein Schuppen, eine Kapelle oder ein Teil der Festungsmauer, da ist nichts mehr zu ändern. Die Nahrung: Datteln und Gemüse sind bald aufgetrieben, und daß in diesen Mauern eine starke Frömmigkeit zu Hause sei, kann ich nicht recht glauben. Abends vorher war der Pförtner betrunken gewesen, und was der Vegetarier uns Abstinenter vorsetzte, war eine Lauchsuppe, eine große Wasserflasche voll Buttki und eine ebensolche voll sehr starken Weines.

Jetzt aber verdarb er uns den schönen Morgen mit seinen schwarzen Prophezeiungen. In Jerusalem hatte man uns gesagt, daß für Reisende in Judäa keine Gefahr mehr vorhanden sei. Wir hatten also auf die übliche Militärbegleitung verzichtet und ohne Führer losgeschlagen, genau so ausgerüstet, wie wenn wir in unsere Berge gezogen wären, minus Pükel, plus Revolver und einer Unmenge Orangen. Unser Mönch aber jammerte immer von neuem, wie die Beduinen sicher schießen würden, wie wir von unserer beabsichtigten Wanderung ans Tote Meer nicht mehr lebendig zurückkehren



Herberge (Chan) zum „guten Samariter“ auf dem Wege nach Jericho.